

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT
HENRICHSHÜTTE HATTINGEN

HH

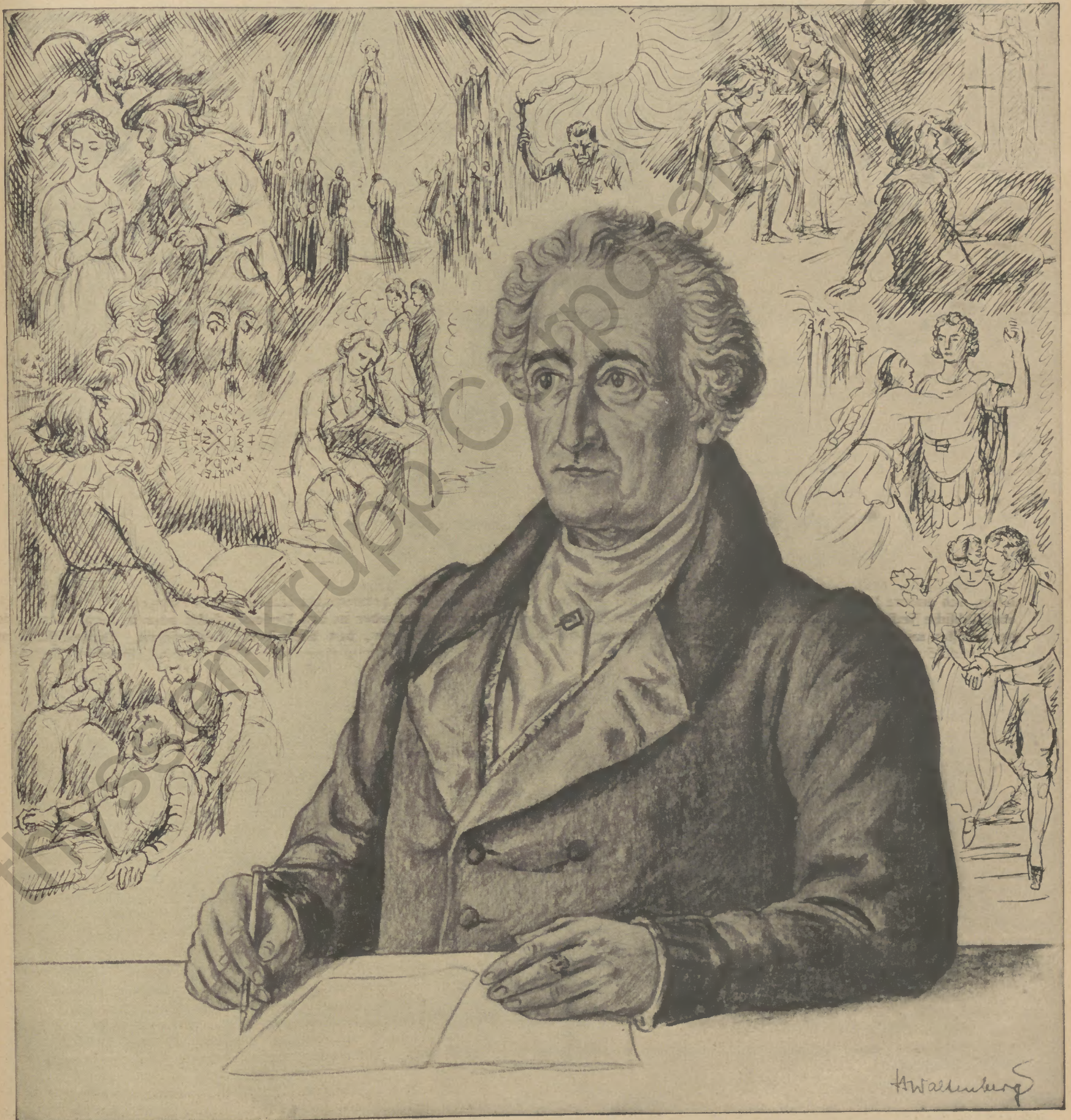
7. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet.

11. März 1932

Zuschriften sind zu richten an
Ruhrstahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung.

Nummer 6



Zurück zu Goethe!

Ein Mahnwort zu des Dichters hundertstem Todestage am 22. März

Als vor hundert Jahren Johann Wolfgang von Goethe, der in seinem Schaffen unsterbliche Genius, die Augen für immer geschlossen hatte, da leuchteten von dem Eingang der Halle her, in der die sterblichen Überreste des großen Dichters aufgebahrt waren, die Worte aus seiner epischen Dichtung „Hermann und Dorothea“, daß des Todes rührendes Bild nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen stehe. Noch manches andere Zitat aus dem reichen Schatz Goethescher Dichtung hätte wohl ebenso gut an diesen Platz gepaßt —, als Wahrzeichen seiner Arbeit an seinen Werken wie an sich selbst, aber wohl am trefflichsten die Verheißung der Engel im zweiten Teil des „Sauft“: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“

Wer sich damit begnügt, sein Wissen um Goethe anläßlich des Gedenktages durch das Lesen von ein paar Zeitungsausschnitten zu bereichern, erfährt zweifellos viel Interessantes über den großen Dichter. Vom jungen Goethe und vom alten Herrn Geheimrat wird geplaudert, vom Rechtsanwalt Goethe, der seine Klageschriften poetisch verbrämte, von Goethe, dem Geologen oder dem Theaterdirektor, und die Mediziner besprechen die Entdeckung des Kieferzweigenknochens beim Menschen durch Goethe, oder die Krankheit, die ihn selbst vom Leben zum Tode brachte, unter Hinzufügung des lateinischen Namens Angina pectoris = Brustbräune . . .

All das ist natürlich sehr lehrreich und sagt vielleicht hier und da selbst dem Kenner von Goethes Leben und Wirken manches Neue — aber der noch so großzügig zur Verfügung gestellte Raum einer Zeitung kann dem Leser nicht die Berechtigung der Behauptung beweisen, daß Goethes Leben ein „immer strebend sich bemühen“ gewesen sei. Dazu gehört ein tiefes und unermüdliches Versenken in das Menschentum und die Werke des Meisters, das aber auch die aufgewandte Hingabe tausendfach lohnen wird.

Das Anhören eines Vortrages über Goethe und sein Werk, ein flüchtiges oder selbst eingehenderes Studieren von Goethes Lebenslauf wird dieses wahre Wissen um die ganze Größe des Dichters nicht gewähren können. Denn gerade dem oberflächlichen Beschauer muß das Leben Goethes keineswegs wie ein unermüdliches Streben erscheinen — er wird, von Äußerlichkeiten geleitet, weit eher sein Erdenwallen als eine einzige Verkettung von Glücks Umständen zu betrachten versucht sein, beginnend mit der Geburt als Sohn des wohlhabenden kaiserlichen Rates, sich fortsetzend in der Ausschöpfung aller Bildungsmöglichkeiten, in den berühmten und reichen dichterischen Frucht tragenden Reisen im In- und Ausland, in einer mehr als fünfzigjährigen, geachteten Tätigkeit in Weimar, die stets frei blieb von materiellen Sorgen — um dann mit dem sanften Tod im Lehnstuhl in harmonischem Ausklang zu enden.

Was aber ein Goethe an inneren Kämpfen erlebte, durch welche Wandlungen in seiner geistigen Einstellung zu Gott, zur Welt, zu Menschen und Dingen er sich hindurchringen mußte, ehe er das Ziel dichterischer Vollendung erreicht hatte, das auch nur zu ahnen, bedarf es denn doch tieferen Eindringens in das Wesen des Mannes, dessen besonders in diesem Jahre eine ganze Welt ehrend gedenkt.

Darum — wenn wir uns jetzt an den öffentlichen Kundgebungen für einen unserer größten Geistesheroen beteiligen — vergessen wir über der lauten Feier der Stunde nicht, daß ein Goethe nicht nur gefeiert, sondern auch gelesen werden will. Millionen deutscher Volksgenossen müssen notgedrungen ohne Schaffen leben, und andere Millionen haben fast jeden Abend frei — leichter Lesestoff und oberflächliche Zerstreuung liegen im Geist der Zeit begründet —, in den Büchereien der kleinsten wie größten Orte aber warten die Sammlungen Goethescher Werke, ein unerschöpflicher Goldschatz deutschen Geistes, auf Schatzgräber und Wiederentdecker.

Wie mancher von uns möchte nicht wenigstens auf Stunden aus dem Lande der Trübsal entfliehen — die Schalkheit unserer Tage gegen etwas wahrhaft Wertvolles eintauschen? Der Weg zu Goethe, das Vertrautwerden mit seinem Ringen und Kämpfen, ist auch einer der Wege, die uns wieder zur Verinnerlichung, zur Erkenntnis der wahren Güter des Lebens führen.

Ob wir den Weg zum Menschen Goethe über seine Werke oder den zu seinen Werken über Goethe nehmen, das bleibe dem einzelnen überlassen. Was der Dichter an Höhem, Großem, Schmerzlichem, an Freude und Leid, Liebe und Reue, himmelhochjauchender Seligkeit und bitterster Betrübnis erlebte, das finden wir auch in seinen Werken wieder. Aber zum besseren Verständnis der Größe seines Geistes und all dessen, was seine Seele uns an Wertvollem und Jahrhundert überdauerndem gab, sollten wir über dem Werk nicht den Schöpfer vergessen. Erst dann werden wir erkennen, daß Goethe, trotzdem er einen Napoleon verehrte, und die Jahre, in denen Preußen sich von fremdem Joch befreite, fast eindrucklos an ihm vorübergingen, sich dennoch mit Recht als einen „Befreier der Deutschen“ bezeichnen dürfte. Ob wir dazu Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ als Kronzeugen in eigener Sache berufen, oder ob derjenige, dem mehr an der nüchternen Wahrheit liegt, nach einer der verschiedenen vortrefflichen Biographien — eine der besten ist noch heute die von Dr. Albert Bielschowsky — greift, immer werden wir in ihnen das gewaltige Ringen des Dichters mit seinem Stoff, des Gelehrten mit der Wissenschaft, des Menschen um sein eigenes Ich, um sein Verhältnis zu Gott und Natur, und nicht zuletzt der „zwei Seelen in seiner Brust“ wiederfinden.

Aber auch wer den umgekehrten Weg wählt, wird zum Ziele der Erkenntnis gelangen, daß Goethes Ringen und Schaffen auch unserer Generation — genau wie den vergangenen und nach uns kommenden — sehr, sehr vieles zu sagen hat.

Mag uns auch z. B. der Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“, den Goethe als „Generalbeichte, nach der er sich wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt fühle“, bezeichnete, heute als weichlich in der Überempfindlichkeit seines Helden erscheinen, so darf nicht vergessen werden, daß Goethe selbst im Motto zu männlichem Widerstande gegen die verderbliche Übermacht des Gefühls auffordert. Dieser Roman war aber nicht nur Generalbeichte, sondern auch Ausdruck einer in den Verhältnissen begründeten, grenzenlosen Vereinsamung des Dichters, einer grauenvollen Öde, von der er selbst sagt: „Meine arme Existenz erstarrt zum Eis —“ und: „Ich wandere in Wüsten, da keine Wasser sind . . .“ Wertet man den Roman als Produkt einer Zeit, in der ätherische Damen ihr Grab und einen Thron im Garten hatten und ein Schäfchen, das mit ihnen aß und trank, die Fest- und Fasttage bei Ankunft und Abschied ihrer Freunde feierten und sich in ähnlichen Empfindsamkeiten verloren, dann muß man sich erst recht darüber wundern, daß dieses von Napoleon nicht weniger als siebenmal gelesene Werk doch noch so viel des Lebenswarmen und Lebenswahren enthält.

Der „Werther“ ist aber nicht nur Ausdruck von Goethes Ringen als Mensch — auch den Dichter zeigt er als Suchenden, wenn man damit den im Jahr vorher erschienenen und mit so großem Beifall aufgenommenen „Götz von Berlichingen“ vergleicht, den an bedeutenden Zeitgenossen eigentlich nur Lessing und Friedrich II., der große Preußenkönig, abgelehnt hatten. Hier der kraftvolle Ritter mit der eisernen Hand, in einer Verarbeitung, in der — wie der Dichter Bürger schrieb — der Verfasser „edel und frei wie sein Held den elenden Regelfoder unter die Füße tritt“, ein Stück, von dem Herder schrieb, es sei „ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin“, dort in wiederum untadeligem Stil ein des Welt Schmerzes volles Symbol der empfindsamen Zeit.

Aber — noch ist der Dichter von dem Beifall umrauscht, den ihm diese vollkommen verschiedenartigen Schilderungen von Einzelschicksalen eintrugen, da beginnt schon sein „immer strebendes Bemühen“, einen weit gewaltigeren Stoff zu meistern — da entstehen schon die meisten Szenen vom ersten Teil des „Sauft“, dem gewaltigen Werk, das man nicht mit Unrecht die Bibel der Deutschen nennt. Mehr als dreißig Jahre währte das Ringen des Dichters um diesen Stoff und um die Form, in die er gegossen werden sollte, vor allem aber um den Geist des gewaltigen Werkes, dessen erster Teil im Jahre 1774 begonnen und erst 1808 veröffentlicht wurde. Kein geringerer als Schiller war es, auf dessen Drängen Goethe die Arbeit an dieser überragenden Dichtung wieder aufnahm, die dann aus dem Schicksal des Einzelmenschen zum Bilde des Schicksals der ganzen, aus dem „verfluchten dumpfen Mauerloch“ der Verzweiflung und Unzufriedenheit durch mancherlei Wirrnisse und Irrungen zur Vollendung ringenden Menschheit wurde. Hier offenbart sich am deutlichsten Goethes Übergang von der Behandlung des einzelnen zur Idee, zu der Auffassung des Weltgeschehens als Ganzes, von der Realistik zur Symbolik. Und auch diese Umstellung, die auch wieder mit einer Änderung der Dichtform verbunden war, mag dem Dichter manchen schweren inneren Kampf gekostet haben, obgleich sie durch Schiller eifrig gefördert wurde.

Welches Werk des großen Toten wir auch immer aufschlagen, die an poetischen Schönheiten und tiefer Empfindung reichen Entwürfe „Mahomet“ und „Prometheus“, die „Iphigenie“, den „Torquato Tasso“ oder „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, in denen sich Goethe des Dichterfreundes Auffassung von harmonischer Ausbildung des einzelnen zu eigen macht — überall spüren wir entweder in den Personen selbst oder in dem, was sie sagen, das Suchen und Sehnen, den Kampf mit Leidenschaft, Verzweiflung und Menschsein, dieses Umformen eigenen Empfindens und Leidens in Dichtung, die Goethe im „Tasso“ bekennet: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide!“

Gewiß war die geistige und körperliche Vollkommenheit, die den Großen auszeichnete, dem Manne, dem gleichermaßen ein „Sauft“ wie ein „Reineke Fuchs“ gelang, wertvolle Hilfskräfte im Ringen des Geistes — die Vielseitigkeit seiner poetischen, wissenschaftlichen und praktischen Interessen war ihm aber doch nur dadurch möglich, daß er sich voll und ganz mit seiner Persönlichkeit, mit seinem ganzen reichen Wollen und Können auf sie einstellte, und nur sein ewig ringender Drang nach besserer Erkenntnis, sein „immer strebend sich bemühen“ um Vervollkommenung des inneren Menschen konnte ihn auf fast allen Gebieten zum Erfolg führen.

Unerschöpflich ist der Gehalt seiner Werke, unerschöpflich der Born, aus dem die reichen Gedanken quollen, deren Ewigkeitswert wir würdigen, deren Gegenwartswert wir aber dadurch anerkennen sollen, daß wir sie uns zu eigen machen, daß wir im Dichter das Werk und im Werk den Dichter und sein gerade unserer Zeit notwendiges vorbildliches lebenslanges Ringen um Wahrheit und Erkenntnis auf allen Gebieten erkennen.

Gewiß: Wir haben heute „keine Zeit“ mehr für den Geist, „keine Zeit“ zum Versenken in gehaltvolle Dichtung — wir haben entweder wegen der fehlenden oder wegen der übergroßen Arbeit „keine Stimmung“, unserem Geist auch nur ähnlich sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen, wie wir sie im letzten Jahrzehnt unserem Körper zuteil werden ließen. „Zerstreuung“ um jeden Preis müssen wir haben — zur „Ablenkung von der Arbeit — jener Arbeit, von der ein Goethe sagte:

„Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt das Leben. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; die schönste der Gaben wird ihm ekel!“

„Hermann und Dorothea“

Nicht nur die hundertste Jahreswiederkehr des Todestages von Johann Wolfgang v. Goethe veranlaßt uns, den großen Dichter mit dem Abdruck eines seiner Werke zu ehren — was bedeutete das schon zum Ruhme seines Namens! — es ist die Dichtung selbst, die wir mit zum Schönsten zählen, was deutscher Geist in deutscher Sprache geformt hat.

Uns blühen keine sorglosen Freuden am Rande unserer Tage. Wir atmen in einer schweren Zeit. Da verlangen wir stärker, als man's in guten Tagen braucht, nach Kraft und Hilfe. Ungehobene Reichtümer des deutschen Geistes harren unser, gefüllte Becher stehen bereit, uns zu erquicken.

Wenn man es recht bedenkt: Es gibt wohl heute kein zweites Kunstwerk in deutscher Sprache, das allen Kreisen des deutschen Volkes, hoch und nieder, arm und reich, alt und jung, so gleichmäßig zusagen muß wie gerade „Hermann und Dorothea“. Keins, das allen besser verständlich wäre, keins, in dem jeder das kleine und das große Leben so klar im Spiegel sähe, keins, das gerade unserer Zeit besser entspricht. Uns von 1932 ist „Hermann und Dorothea“ ganz besonders gewidmet.

„Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten ...“

so heißt es in Goethes Dichtung von der Zeit, in der die Begebenheit spielt. Können wir für unsere Tage ein besseres Bild finden? Und sind sie nicht wie auf die Sklareks und manche anderen unserer Zeitgenossen gemünzt, die Worte:

„Und es prahlten bei uns die Obern und raubten im Großen,

Und es raubten und prahlten bis zu dem Kleinsten die Kleinen.“

Hermanns Bekenntnis, das zum Schluß der Dichtung in prachtvollen Worten erklingt:

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gestimmt ist,

Der vermehrt das Uebel und breitet es weiter und weiter;

Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich ...“

Wollen wir dies nicht zum Leitstern unserer Tage machen?

Freilich, die Dichtung ließt sich nicht wie ein kurzweilig geschriebener, spannender Roman, wie man ihn für ein paar Groschen heute kauft und den jung und alt verschlingt. Schon die Versform, die Goethe wählte, das Versmaß der griechischen Dichtung, das man den Hexameter, den „Sechsfuß“ nennt, mag manchem zunächst fremd vorkommen. Aber gerade diese ebenmäßige Sprachform zwingt zur Besonnenheit, zur Klarheit, zur Abwehr alles Hastigen und Lauten; sie führt von selbst zur ruhigen, wohlbedachten Art und zu einer schlichten Größe. Lest die Gesänge einmal laut — wie schön ist das!

Manchem mag es auch seltsam erscheinen, daß Goethe seine Dichtung, die er in neun Gesängen zerlegt, nicht nur mit den Ueberschriften versteht, die jeder versteht: „Schicksal und Anteil“, „Hermann“, „Die Bürger“, „Mutter und Sohn“ usw., daß er vielmehr neben diesen Bezeichnungen, ja sogar vor sie, noch fremde Worte setzt: „Kalliope“, „Terpsichore“, „Thalia“, „Euterpe“ usw. Griechische Namen sind das, die Bezeichnungen für die neun MUSEN. Die MUSEN sind weibliche Gestalten der griechischen Götterlehre, Verkörperungen der Dichtung, des Gesanges, des Tanzes. Jeder Muse wird ein bestimmter Zweig dieser Künste zugeschrieben:

Kalliope ist die Muse der epischen, der erzählenden Dichtung,

Terpsichore die Muse des Tanzes,

Thalia die Muse des Lustspiels,

Euterpe die Muse der lyrischen Dichtung, d. h. des eigentlichen Stimmungsgedichtes,

Polyhymnia die Muse des hymnischen Liedes, d. i. der Götter- und Heldengesänge,

Klio ist die Muse der Geschichte,

Erato die Muse des Liebesliedes,

Melpomene die Muse des Trauerspiels,

Urania die Muse der Sternkunde.



Goethes Wohnung im Botanischen Garten in Jena

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

Schiller

Hermann und Dorothea

Dichtung in neun Gesängen von Johann Wolfgang von Goethe



Kalliope / Schicksal und Anteil

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!

Ist doch die Stadt wie gekehrt! Wie ausgestorben! Nicht fünfzig, Deucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern. Was die Neugier nicht tut! So rennt und läuft nun ein jeder,

Um den traurigen Zug der armen Vertriebenen zu sehen. Bis zum Dammtweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,

Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags. Müd' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend

Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe, Leider, das übertheinische Land, das schöne, verlassend, Zu uns herüberkommen und durch den glücklichen Winkel Dieses fruchtbaren Tals und seiner Krümmungen wandern. Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort

Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken, Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.

Was der Junge doch fährt! Und wie er bändigt die Flegel! Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich

Säßen viere darin und auf dem Bode der Kutsch. Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!“ So sprach, unter dem Tore des Hauses sitzend am Markte, Wohlbehaglich zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.

Und es versekte darauf die kluge, verständige Hausfrau: „Vater, nicht gerne versehen! ich die abgetragene Leinwand, Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,

Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne Manches bessere Stück an Überzügen und Hemden, Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nadend dahergehn.

Wirst du mir aber verzeihn? Denn auch dein Schrank ist geplündert.

Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen, Von dem feinsten Rattun, mit seinem Flanelle gefüttert, Gab ich hin: er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.“

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirt und sagte: „Un gern vermiß ich ihn doch, den alten kattunen Schlafrock,

Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder. Wohl! Ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll

Immer gehn im Surtout und in der Bekesche sich zeigen, Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mühe.“

„Siehe!“ versekte die Frau, „dort kommen schon einige wieder, Die den Zug mit sehn: er muß doch wohl schon vorbei sein.

Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! Wie die Gesichter Glühen! Und jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.

Müd' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.“

Nicht willkürlich hat Goethe die Namen der verschiedenen Mäusen über seine Gesänge gesetzt; immer ist eine Beziehung zwischen dem Inhalt des einzelnen Gesanges und der jeweilig führenden Mäuse gegeben.

Die Dichtung spielt in einem kleinen deutschen Städtchen am rechten Rheinufer. August 1794 oder 1795 ist es. Das Städtchen liegt in einem glücklichen Winkel, der vom Kriege und den Folgen der französischen Revolution verschont blieb. Ein warmer Sommertag liegt über der lieblichen Landschaft. Reicher Segen ist auf den Feldern herangewachsen, fruchtbare Hügel umsäumen die Stadt. Von fern erblickt man das Gebirge. Strassburg, Frankfurt und Mannheim sind die nächsten größeren Orte, deren Besuch durch Hermann den Vater wünscht. Nicht fern von jenen Orten läßt Goethe die Handlung spielen. Je tiefer der Friede, je reicher die Fruchtfülle, desto stärker ist der Gegensatz zu den Gegenden, die von den Kriegen, die an die französische Revolution sich anknüpften, heimgegriffen wurden. 1792 begann mit dem Vormarsch der Oesterreicher und Preußen in Frankreich, dem „Champagnefeldzug“, an dem auch Goethe teilnahm, eine lange Reihe von Kriegsjahren, die erst mit Napoleons Sturz ihren Abschluß fanden. Im Herbst 1792 besetzten die Franzosen Landau, Speier, Worms, später auch Mainz. Viele Deutsche — das ist wieder in „Hermann und Dorothea“ im 6. Gesang am besten zu lesen — nahmen die Lehre von der Freiheit und Gleichheit mit Begeisterung auf, mußten aber erleben, wie die Menschen sich dieser neuen Freiheit unfähig und unwürdig zeigten, wie die Franzosen die von ihnen besetzten Gebiete wie erobertes Land behandelten, die Einwohner bedrückten und furchtbare Not verbreiteten. Viele flohen damals aus dem von den Franzosen besetzten Landstrich ins rechtsrheinische Deutschland. Scharen von Flüchtlingen mußten rechts des Rheines Unterschlupf und Hilfe suchen.

Im Zuge solcher Vertriebenen wandert auch Dorothea mit, auf der liebevollste bemüht um eine Wöchnerin, die sie auf der Flucht betreut. Hermann, von seiner Mutter zur Hilfe für die armen Vertriebenen ausgesandt, den Wagen mit mancherlei Schätzen beladen, begegnet ihr.

Wie sind sie uns vertraut, die Personen aus „Hermann und Dorothea“, echte Menschen deutscher Prägung, die es in andern Kleidern vor Hunderten von Jahren gab und die es hoffentlich in anderen Gewändern auch nach Hunderten von Jahren noch geben wird: Hermanns Eltern, der Wirt und die Wirtin vom „Löwen“. Der Vater, ein wenig schnell erregbar, dem des Sohnes bescheidene, einfache Art nicht immer recht ist, der mit seinem Hermann höher hinaus möchte, ihm ein reiches Mädchen zur Frau wünscht, der aber bei aller Voltrigkeit mit ein paar guten Worten leicht zu „nehmen“ ist. Da ist die Mutter voll Umsicht und beherzter Tatkraft, die ihren Sohn so gut versteht und mit zartem Verständnis auf seine Art einzugehen weiß. Da ist der hochgemute Pfarrer, ein edler Mann, in Gottes Wort und menschlicher Weisheit gleichermaßen bewandert und belesen, ein Mensch, der an das Gute im Menschen glaubt und der sich auch vom Schlechten nicht enttäuschen läßt. Neben ihm der Apotheker, ein etwas egoistischer Junggeselle, der nur das Nächste bedenkt und leicht in Kleinliches Nörgeln verfällt. Da sind sie endlich selbst: Hermann, der Sohn der Erde, von naturgebundener, schlichter Art, voll liebevoller Ehrfurcht vor seinen Eltern, ein bishen schen und unbeholfen im Kreise der leichter genießenden Altersgenossen. Neben ihm Dorothea, tapfer und klug, abesig an Seele und Leib, bezaubernd in ihrer herben und kraftvollen Lieblichkeit und schönen inneren Sicherheit.

Gemütlich beginnt das Gedicht von Hermann und Dorothea: Der Wirt und die Wirtin sitzen am sonnigen Nachmittage im Schatten ihres Hauses am stillen Markt der Kleinstadt, behaglich plaudernd. Großartig schließt die Dichtung: Vors weite Welttheater sind wir gerückt, die großen Ideen, um die die Menschheit kämpft, sind vor uns entrollt. Wir aber haben miterlebt, wie mitten im Zeitensturm ein menschliches Band ge-

knüpft wurde, wie das Dauernde und Beständige den Sieg davontrug über die Anfechtungen einer erregten, in ihren Grundfesten erschütterten Welt.

* * *

Jedes Kind, das in Deutschland mit vierzehn Jahren die Schule verläßt, müßte eigentlich aus dem letzten Gesange dieses wahrhaft deutschen Volksgedichtes Hermanns Bekenntnis auswendig lernen und sollte seiner immer im Leben gedenken:

Aber der Bräutigam sprach mit edler männlicher Nüchternung:
„Desto fester sei bei der allgemeinen Erschütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
Oh, so stellst dich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.“

H. G.

Kleine Geschichten um den großen Dichter

Wie Schiller Goethes zukünftigen Schwager kennenlernte

In Weimar erhielt Schiller im Sommer 1782 einmal einen merkwürdigen Besuch von Vulpus, dem Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“, dessen Schwester später Goethes Frau wurde. Schiller erzählt das selbst in einem Briefe an Körner:

„Es wird an meine Tür geklopft. ‚Herein!‘ Und herein tritt eine kleine, dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt. ‚Habe ich nicht das Glück,‘ sagte die Figur, ‚den Herrn Rat Schiller vor mir zu sehen?‘ ‚Der bin ich, ja.‘ ‚Ich habe gehört, daß Sie hier wären und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen ‚Don Carlos‘ ich eben komme.‘ ‚Gehorsamster Diener. Mit wem habe ich die Ehre?‘ ‚Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpus.‘ ‚Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden, bedauere nur, daß ich mich in diesem Augenblick verjagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war, auszugehen.‘ ‚Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.‘ Damit empfahl sich die Figur — und ich schreibe fort.“

Goethes Nachsicht

Als Goethes Bedienter Friedrich einmal zu viel getrunken hatte, brachte er am folgenden Morgen bleich und mit zitternden Knien dem Herrn das Frühstück. Goethe sagte zu ihm: „Na, na, Friedrich! Du zitterst ja wie ein armer Sünder! Setze nur das Kaffeebrett ab, sonst läßt du es noch fallen. Nicht wahr, du glaubst, ich werde dich recht ausankeln? Das tue ich nicht, du hast ja deine Strafe schon bekommen. Wie sieht es denn heute hier aus?“ fuhr er fort, sich mit dem Zeigefinger über die Stirn streichend. „Setze nur ab und gehe! Es ist abgemacht!“

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!

Goethe

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:

„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon
herein ist,

Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter, und überreift ist das Korn schon!
Morgen fangen wir an, zu schneiden die reichliche Ernte.“

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer

Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;

Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rath, an die andere Seite des Markts, der begüterte
Nachbar,

An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau versertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das
Städtchen,

Mancher Fabriken besaß man sich da und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Torweg
Über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung
ergänzend.

Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
„Seht! Dort kommt der Prediger her, es kommt auch der
Nachbar

Apotheker mit ihm: die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehen, und was zu schauen nicht froh
macht.“

Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das
Eh'paar,

Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem
Torweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche
sich fächelnd.

Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,

Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
„So sind die Menschen fürwahr! Und einer ist doch wie der
andre,

Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück
befället!

Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich
empor schlägt,

Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode
geführt wird.

Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Ver-
triebenen

Glend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch vielleicht zunächst betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsin; doch liegt er im
Menschen.“

Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr —

Er, die Fierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne;
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis,
War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Ge-
sinnung;

Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften;
Dieser sprach: „Ich table nicht gern, was immer dem
Menschen

Für unschätzbliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen,
vermag oft

Solch ein glücklicher Gang, der untwiderstehlich uns leitet.
Lodt die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! Erführt er wohl je, wie schön sich die weltlichen
Dinge

Gegeneinander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nüchliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert
macht.

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsin,

Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die
Spuren

Tilget des schmerzlichen Abels, sobald es nur irgend
vorbeizog.

Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geklebte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und tätig bestrebet:
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzt den Schaden.“

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:

„Saget uns, was Ihr gesehn! Denn das begehrt' ich zu
wissen.“

„Schwerlich“, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,

„Werd' ich sobald mich freuen nach dem, was ich alles
erfahren.“

Und wer erzählt es wohl, das mannigfaltigste Glend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch ch' wir die
Wiesen

Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.

Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Tal geht,
erreichten,

War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und
Wagen.

Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht
sei,

Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,

Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverlehne, und die ein
Guter Wirt umher an die rechten Stellen gesetzt hat,

Zimmer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nötig und
nützlich,

Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durcheinander geladen, mit Übereilung geßlachtet:

Über dem Schranke liegt das Sieb und die wollene Dede,
In dem Wackelzug das Bett, und das Leintuch über dem
Spiegel.

(Fortsetzung folgt.)

Rechtsfragen des täglichen Lebens

Die auf der Straße gefundene Handtasche

Von Rechtsanwalt Dr. L. Griesbach, Hamburg

Wir hatten das letzte Mal mit Bedauern gesehen, daß Egon's junge Gattin von ihrem kostbaren Fund in der Straßenbahn für sich keine Vorteile gehabt hatte. Wir erinnern uns, daß sie in der Bahn ein elegantes Handtäschchen gefunden hatte, in dem sich ein Portemonnaie mit 250 Mark, 1800 Mark in 100-Mark-Scheinen, ein Brillantanhänger und ein Sparkassenbuch mit einem Guthaben von 5200 Mark befand, und daß sie einen Anspruch auf Finderlohn nicht geltend machen konnte. Wie würde es gewesen sein, und wie müßte sich die junge Frau verhalten haben, wenn sie den gleichen Fund auf der Straße gemacht hätte?

In erster Linie hätte sie dem Verlierer oder dem Eigentümer (Verlierer und Eigentümer sind häufig nicht die gleichen Personen) unverzüglich Anzeige machen müssen für den Fall, daß ihr eine dieser Personen bekannt gewesen wäre, oder sie diese an Hand des Fundes hätte feststellen können (z. B. wenn in der Handtasche eine Visitenkarte mit der Adresse der eleganten Dame gewesen wäre — eine Maßnahme, die man allen Frauen nicht oft genug empfehlen kann —). Wenn dies nicht möglich ist, dann ist die Polizeibehörde ohne schuldhaftes Zögern von dem Gegenstand des Fundes unter Mitteilung des Fundortes und aller näheren Umstände, die für die Ermittlung des Verlierers erheblich sein können, zu benachrichtigen. Ist die gefundene Sache nicht mehr als 3 Mark wert, so bedarf es der Anzeige bei der Polizeibehörde allerdings nicht. Im übrigen ist der Finder zur ordnungsmäßigen Verwahrung der gefundenen Sache verpflichtet. Besteht die Gefahr, daß die Sache verdirbt, oder ist die Aufbewahrung mit unverhältnismäßigen Kosten verbunden, so kann der Finder die Sache öffentlich versteigern lassen, nachdem er die Polizeibehörde von der beabsichtigten Versteigerung benachrichtigt hat. Wenn man den Fund nicht selbst aufbewahren will, so kann man jederzeit die Sache an die Polizeibehörde abliefern, ohne sich irgendwelcher Rechte zu begeben. Denn die Polizei darf die Sache nur mit Zustimmung des Finders an den Empfangsberechtigten herausgeben. Man ist sogar verpflichtet, dies zu tun, wenn die Polizeibehörde es verlangt.

Der Finder hat außer seinem Anspruch auf Ersatz von Auslagen (Porto, Fahrgehalt, Auslagen für Fütterung gefundener Tiere) von dem Empfangsberechtigten Finderlohn zu beanspruchen. Der Finderlohn beträgt von dem Werte der Sache (zur Zeit der Herausgabe) bis zu 300 Mark 5 Prozent, von dem 300 Mark übersteigenden Betrage 1 Prozent; bei Tieren ebenfalls 1 Prozent. Hat die Sache nur für den Verlierer Wert, so ist der Finderlohn nach billigem Ermessen zu bestimmen. Dieser Fall liegt z. B. vor bei dem Verlust von Liebhaberphotographien, Briefen oder eines Sparkassenbuches. Denn der Besitz eines Sparkassenbuches macht den Inhaber bekanntlich noch nicht zum Gläubiger gegenüber der Sparkasse. Diese ist lediglich berechtigt, nicht verpflichtet, gegen Vorlage des Sparkassenbuches auszusahlen. Die Sparkasse kann jederzeit verlangen, daß der Inhaber eines Sparkassenbuches auch nachweist, daß er der Einzahler gewesen ist. Das verlorene Sparkassenbuch hat somit nur für den Verlierer, dem die Forderung aus dem Sparkassenbuch zustehen sollte, einen Wert, so daß der Finderlohn sich nicht nach der Höhe des Sparkassenbuches richtet, sondern nach billigem Ermessen zu bestimmen ist. Der Anspruch auf Finderlohn ist übrigens

ausgeschlossen, wenn der Finder die ihm obliegende Anzeigepflicht, sei es dem Verlierer, sei es der Polizeibehörde gegenüber, verletzt.

Mit dem Ablauf eines Jahres nach Anzeige des Fundes bei der Polizeibehörde erwirbt der Finder das Eigentum an der Sache, wenn bis dahin kein Empfangsberechtigter sein Recht bei der Polizeibehörde angemeldet hat. Hat jemand eine Sache als Fund bei der Polizeibehörde abgeliefert und verweigert ihm aber trotz obiger Voraussetzungen die Polizei die Aushändigung (z. B. weil nach ihrer Meinung kein Fund vorliegt), so kann man die Polizei oder den Staat nicht auf Herausgabe der Sache bei den Zivilgerichten verklagen, weil die Aushändigung des Fundes eine Amtshandlung der Polizei ist, auf deren Vornahme nicht geklagt werden kann. Man muß in einem solchen Falle bei dem Verwaltungsgericht Klage erheben oder den Beschwerdegang beschreiten. Hat sich vor dem Ablauf der einjährigen Frist ein Verlierer gemeldet, die Sache jedoch nicht abgeholt, so kann der Finder diesem Empfangsberechtigten eine Frist setzen und ihn zur Abholung und Finderlohnzahlung auffordern. Verstreicht die Frist, so ist der Finder Eigentümer geworden.

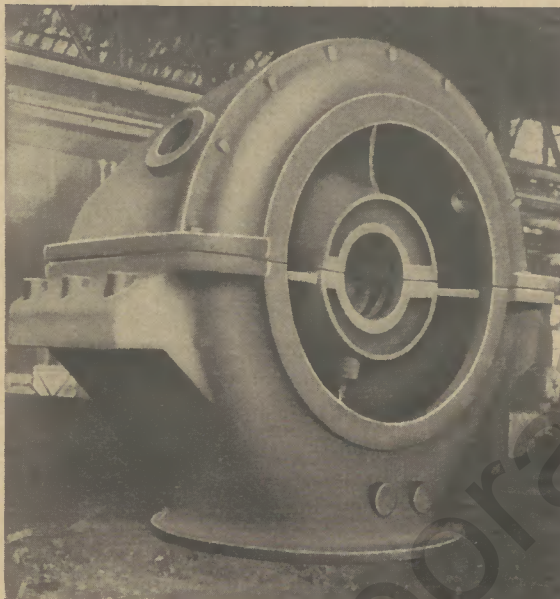
Obwohl er nun nach einem Jahre oder nach Ablauf der dem Verlierer zur Abholung gesetzten Frist Eigentümer geworden ist, so muß er dennoch in dem Fall, daß sich innerhalb dreier Jahre noch ein Empfangsberechtigter meldet, die gefundene Sache herausgeben, soweit er sie noch besitzt. Ist sie nicht mehr vorhanden, so kommt unter Umständen Ersatz in Geld in Betracht, wenn nämlich der Finder infolge des Fundes etwas erspart hat (z. B. bei dem Fund einer Kiste Zigarren durch einen Raucher, der sich sowieso Zigarren gekauft hätte). Wenn man jedoch nach einem Jahre den Gegenstand (z. B. einen Brillantanhänger) verkauft und macht von dem Erlös eine Pfingstreise, die man sonst nicht gemacht haben würde, so kommt wenn sich innerhalb weiterer drei Jahre

der Verlierer meldet, ein Ersatz in Geld nicht in Betracht; denn der Finder hat infolge des Fundes nichts erspart. Ein Finderlohn kann natürlich dem sich innerhalb dreier Jahre nach Eigentumserwerb Meldenden in Gegenrechnung gesetzt werden.

In unserem Falle konnte Egon an Hand des auf den Namen E. lautenden Sparkassenbuches ohne Schwierigkeit den Namen der Verliererin ohne polizeiliche Hilfe feststellen. Der Wert des Fundes der jungen Frau betrug 3678 Mark, (Wert der Tasche 25 Mark, Wert des Portemonnaies mit 250 Mark = 253 Mark, 1800 Mark, Wert des Brillantanhängers 1500 Mark, der geschätzte Wert des Sparkassenbuches = 100 Mark); denn man wird den gesamten Fund zusammenzählen müssen. Der Finderlohn war also 15 Mark (5 Prozent von 300 Mark) und 33,78 Mark (1 Prozent von 3378 Mark) = 48,78 Mark. Dieser im Verhältnis zu dem wertvollen Fund sehr geringe Finderlohn beweist deutlich, daß es im Interesse der Verlierer sein würde, die gesetzliche Festlegung eines wesentlich höheren Finderlohnes zu erstreben, damit nicht an die Ehrlichkeit des Finders zu hohe Anforderungen gestellt werden!

(Mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung „Wir Hausfrauen von Hamburg“.)

Erzeugnis der Ruhrstahl A.-G., Hattingen



Turbinengehäuse aus Gußeisen im Gewicht von 44 950 Kilogramm

Volkshbildung Welper

Zur Aufführung der „Schöpfung“ von Haydn im Festsaal der Hortschule am Karfreitag, dem 25. März, 7 Uhr abends.

Mitwirkende:

Sopran (Gabriel; Eva)		Hilbe Niemeyer, Oberhausen
Tenor (Uriel)		Adolf Siebert, Barmen
Baß (Raphael; Adam)		Erwin Röttgen, Essen
Philharmonisches Orchester		Gelsenkirchen
Volksschor Welper		Welper
Einführende Worte		Bürgermeister Thiel, Blankenstein
Künstlerische Leitung		Hermann Esser, Essen

Es ist hoch erfreulich, daß die Winterveranstaltungen der Volkshbildung unserer Gemeinde ihren Abschluß finden sollen mit der Aufführung der „Schöpfung“ von Haydn, denn kein zweites Werk von Haydn ist so in die Welt getragen wie seine „Schöpfung“, kein anderes bringt aber auch so den inneren Reichtum des Meisters, die Größe seiner Kunst so voll und scharf zum Ausdruck wie dieses Oratorium. Es ist fast unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß dieses große Werk an der Schwelle seines hiezigsten Lebensjahres entstanden ist; es hat ihn für alle Ewigkeit berühmt gemacht. Für Haydn's Unterbreitung hätten seine Sinfonien und Quartette genügt, ohne die „Schöpfung“ würden wir aber den ganzen Umfang seiner Begabung nicht erfahren haben. Dieses Werk geht über das gewöhnliche Ideengebiet Haydn'scher Instrumentalmusik hinaus, es führt auch den Komponisten auf ganz neue Wege musikalischer Gedankenentwicklung. Immer wieder erfährt einen das Wunder einer unerhörten Fülle von Einfällen, von unerhörtem Wissen und Beherrschung der Technik dieses Chorwerkes. Schon bei der ersten Aufführung brach ein spontaner Jubel aus, und so ist es geblieben seit fünf Viertel-

jahrhunderten. Immer werden die Menschen entzückt und begeistert. Es gibt nur ganz wenige Werke großen Ausmaßes, denen eine solche Lebenskraft innewohnt. Haydn hat die Aufgaben, die hier dem Tonsetzer gestellt sind, mit Sicherheit gelöst und ungeahnte und eigene Züge hineingetragen, in dem auch Humor und Schalkheit nicht fehlt. Der übersinnliche und geheimnisvolle Charakter des Schöpfungsaktes tritt in seiner Auffassung zurück vor der Dankbarkeit gegen den Schöpfer. Innerhalb dieser Grenzen entfaltet die Musik eine durch Anschaulichkeit und Frische unübertreffliche Erfindungskraft. Wenn auch Zeiten kommen sollten, die die volle Empfänglichkeit für Haydn's Töne nicht mehr besitzen, so bleiben doch die Vorzüge der „Schöpfung“ unvergänglich. Die Freiheit und Schönheit ihres Stils, die schon seit hundert Jahren die dramatische und oratorische Komposition befruchtet haben, werden als Muster dienen, so lange es eine Kunst gibt.

Die Musik der „Schöpfung“ besteht aus kurzen Orchesterstücken, den Gesängen der drei Erzengel, einem Sopran, einem Tenor und einem Baß; die Chöre der Engel singen im Chor. Gott wird nur in seinen Schöpfungsakten geschildert, tritt aber selbst nicht in Erscheinung. Der Anfang des Werkes schildert das Chaos. Es ist eines der seltsamsten Stücke der Musik jener Zeit, in denen Haydn versucht, das Unformbare in Töne zu fassen. Aus dunklem Tongewirr auf ruhendem Mollakkord hebt majestätisch und ernst die Stimme des Erzengels an, um die Finsternis und Formlosigkeit zu schildern. Nach einer unvergleichbaren Überleitung aus dem Ungewissen beginnt der gedämpfte Chorgesang, um nach wenigen Takten plötzlich alles zu erhellen: „Und es ward Licht!“ — Dieses Motiv gilt in aller Welt als ein unerhörtes Wunderwerk der Kunst. — Nun folgen in unabsehbarer Fülle und Schönheit Rezitative, Arien, Duette, Terzette und Chöre. In immer neuen Steigerungen baut der Meister das Werden der Welt in den ersten vier Tagen auf. Den Abschluß dieses Teils bildet ein herrlicher Lobgesang der Cherubine, den ein herrliches Vorbild einleitet, das den Ausgang der Sonne und das Werden des Mondes und des Sternenhimmels schildert. Es entsteht die bewegte Kreatur, die Luft, Wasser und Erde bevölkert. In lebendigen, drahtischen und auch humorvollen Schilde-

rungen wird das Entstehen der Tierwelt in Einzelgesängen, Duetten, Terzetten und Chören in der „Schöpfung“ besungen. Am Schluß steht der Mensch als Vollendung des großen Werkes der Schöpfung vor uns. Voll Ehrfurcht steht er vor dem gewaltigen Erlebnis, das Haydn mit packender Schönheit vor unsere Augen führt. Ein Chor voll Innigkeit und Wärme: „Vollendet ist das große Werk; der Schöpfer sieht's und freuet sich“. — Der dritte Teil wird durch einen wahrhaft bezaubernden Orchestersatz eingeleitet, der den ersten Morgen im Paradies schildert. Wer Ohren hat, zu hören, wie hier das Instrumentalgewand ein Bild in den herrlichen Farben malt, der wird so recht ermessen können, welche schöpferische Phantasie in dem greisen Künstler wohnte, der am Anfang die düstere Ode des formlosen Chaos, hier aber den strahlenden Glanz paradiesischer Auen schildern konnte. Das Glück des ersten Menschenpaares hören wir in den Gesängen von Adam und Eva: die Sopranstimme der Frau und die Baritonstimme des Mannes verbinden sich zu wundervollen Zwiesgesprächen. Hinzu treten, um sie zu begleiten, unsicht-

bare Engelhöre, und alle Stimmen vereinigen sich im Schlußchor, um im Dankgesang die Wunder der vollendeten Schöpfung zu preisen: „Singt dem Herrn alle Stimmen“. Mit wunderbarer Feinheit, starker Ergriffenheit fühlen wir hier die tiefere Gestaltung dieses Chorwerkes, und wir erleben nochmals Haydns volle Kraft und Schönheit.

Joseph Haydn ist geboren am 1. April 1732 zu Rohrau a. d. Leitha und starb am 31. Mai 1809 in Wien.

Der Volksschor Welper, der durch seine Aufführungen bekannt ist (Neunte Sinfonie von Beethoven, Requiem von Verdi, Samson von Händel und die herrlichen Volksliederabende), hat auch diese Aufgabe freudig übernommen, um in der heutigen schweren Zeit unserer schwergeprüften Bevölkerung einige Stunden der Freude und inneren Glückes zu bereiten. — Vorverkaufstarten sind zum Preise von dreißig Reichspfennig bei den Mitgliedern des Volksbildungsausschusses, Meldeamt Welper, Amt Blankenstein, und bei den Mitgliedern des Chores zu haben.

R. G.

Der Mäusebussard

Von Dr. Demandt, Lüdenscheid

(Mit einer Zeichnung von Max Loviscach, Lüdenscheid)

Es geht wohl jedem Besucher einer naturwissenschaftlichen Sammlung so, daß die Raubvögel ohne weiteres ihm ein besonderes Interesse abnötigen. Er freut sich, die stattlichen Vögel einmal aus der Nähe in aller Ruhe betrachten zu können. Er bewundert den krummen Schnabel, die langen, spizen Krallen und besonders die beträchtliche Flügelspannung. Aber man ist doch nicht recht befriedigt, denn man erkennt auch, daß ein ausgestopfter Vogel überhaupt kein Vogel ist, sondern ein Federbalg, der dem Vogel mehr oder weniger ähnelt. Aber nicht das Federkleid, sondern das Wesen ist es, das den Vogel kennzeichnet, und dieses können wir am Balge nicht ablesen. Wir können wohl aus großen, breiten Flügeln den Schluß ziehen, daß ein Vogel ein guter Schwebflieger ist, wir können aber nicht daraus entnehmen, in welcher Weise und in welchem Umfange der Vogel von dieser Fähigkeit Gebrauch macht. Für die Erfassung eines Tieres kommt es also in erster Linie darauf an, festzustellen, wie es sich in freier Natur verhält. Bei Vögeln sind solche Beobachtungen nicht leicht, es sei denn, daß man sie unter günstigen Bedingungen in Gefangenschaft halten kann. Diese sind aber für Raubvögel nie in engeren Käfigen gegeben, selbst nicht in den großen Flugkäfigen der zoologischen Gärten. Raubvögel brauchen Raum, um ihre Fähigkeiten entfalten zu können. Wenn man daher einen Raubvogel so zu zähmen versteht, daß man ihm freien Flug gestatten kann, wie es im Mittelalter und auch heute wieder die Falkner in so vorzüglicher Weise fertigbringen, dann wird man an dem Tiere seine helle Freude haben.

Da der Mäusebussard zu den geschicktesten Vögeln gehört, sind wir nicht in der Lage, uns das Tier zu verschaffen. Wir sind also schon auf seine Beobachtung in freier Natur angewiesen. Das ist beim Bussard eine verhältnismäßig leichte Aufgabe. Wir treffen ihn stets dort, wo Hochwald und weite Feldflur in lieblichem Wechsel die Landschaft beherrschen. Wenn man ihn hier auch zu jeder Jahreszeit beobachten kann, so sind doch die Monate August und September die ausichtsreichsten, weil dann durch die Jungvögel ihre Zahl erheblich vermehrt wird.

Wie unsere Abbildung zeigt, gibt es für den Mäusebussard zwei Jagdmöglichkeiten, entweder die Anstands- oder die Suchjagd, wie man in der Jägersprache diese beiden bezeichnen kann. Bei der Anstands- oder der Suchjagd sitzt der Bussard an einem erhöhten Platze, von dem aus er einen Teil seines Jagdgeländes überblicken kann. Hierfür kommen in Frage: einzeln stehende Bäume oder solche am Waldestand, ein Leitungsmast, das Dach einer einsamen Scheune, der Pfahl einer Weidekoppel, eine Getreidestiege oder gar ein Komposthaufen im Felde. Durch seine aufrechte Haltung unterscheidet der Bussard sich von einer Krähe. Handelt es sich um einen hellgefärbten Bussard, so fällt er gegen dunklen Hintergrund schon von weitem auf. Wir müssen natürlich wissen, daß der Bussard in allen Farbabweichungen von reinem Weiß bis zum gleichmäßigen Dunkelbraun vorkommt. Seine Aufmerksamkeit widmet der Mäusebussard, wie sein Name schon sagt, ganz besonders den Mäusen, wenn auch größere Insekten, Frösche, Schlangen und in der Not sogar Regenwürmer nicht von ihm verschmäht werden; doch machen die Mäuse etwa neunzig Hundertteile seiner Nahrung aus. Wenn ein so großer Vogel sich von diesen schädlichen Nagern hauptsächlich ernährt, so geht daraus hervor, wie groß sein wirtschaftlicher Nutzen sein muß.

Wenn der Bussard von seiner Warte aus eine Maus erspäht hat, eilt er hin, um sie zu schlagen und an Ort und Stelle mit Haut und Haaren zu verzehren. Dann kehrt er entweder zu seinem Beobachtungsstand zurück oder wählt sich einen neuen. Etwas schwerfällig rudernb streicht er dahin. Nach drei bis fünf Schwingenschlägen unterbricht er regelmäßig seinen Rudersflug und geht zu kürzerem Schwebflug über.

An diesem Wechsel von Ruders- und Schwebflug ist der Mäusebussard leicht zu erkennen.

Die Anstands- oder Suchjagd übt der Bussard hauptsächlich in den frühen Morgen- und späten Nachmittagsstunden aus. In der übrigen Zeit pflegt er, abgesehen von den ersten Nachmittagsstunden, die meist der Ruhe gewidmet sind, sein Revier nach Beute abzusuchen, indem er kreisend darüber hinschwebt. In geringer Höhe kreist er umher, senkt sich herab, hält sich zuweilen auch flügel Schlagend an einer Stelle in der Luft, um mit geringer Geschwindigkeit dann auf die Beute herabzustürzen. Das Mäuslein, das seinen Feind gewöhnlich nicht rechtzeitig wahrnimmt, ist dann seinen spizen Fängen ausgeliefert, die es beim ersten Zugriff schon töten, ohne ihm längere Qualen zu bereiten.

Nicht jeder Kreisflug des Bussards ist gleichzeitig Jagdflug. Wenn der Hunger gestillt ist, schrauben sich die Bussarde gerne hoch in die Luft, so hoch, daß man sie aus den Augen verlieren kann. Laut schallen ihre langgezogenen „Hiäh“-Rufe aus der Höhe herab. Eine Herbstlandschaft mit darüber kreisenden Bussarden ist eins der schönsten Bilder, die die Natur uns bieten kann. Seit die Adler in deutschen Gauen fast restlos ausgerottet sind, müssen die Bussarde sie uns ersetzen. Schon aus diesem Grunde müssen wir es dankbar begrüßen, daß sie unter Schutz gestellt sind, so daß sie vor dem Schicksal der Adler bewahrt bleiben.



Flugspiele des Mäusebussards

Neue Versuche zur Ausnutzung der Erdwärme

Die griechische Regierung hat dem Admiral Theodor Bakopulos einen Vulkan auf der Insel Santorin und die heißen Quellen von Nefipso und Thermopylae auf Lebenszeit zu eigen gegeben. Der Admiral will nämlich versuchen, an den betreffenden Stellen die Erdwärme für wirtschaftliche Kraftgewinnung auszunutzen. Versuche dieser Art, die vulkanische Erdwärme der Tiefe nutzbar zu machen, sind nicht neu. In Italien ist schon seit hundert Jahren eine derartige Anlage in Betrieb; in Japan werden da und dort Häuser vulkanisch geheizt, und auch auf Island benutzt man die Wärme der heißen Quellen zum Waschen, zum Beheizen von Gewächshäusern, von Wohnungen u. ä. Es ist vorläufig nicht möglich, einen großen Krater, wie z. B. den des Vesuvius, der zu überschlütten pflegt, zu bändigen. An unbedeutenderen Ausbruchsstellen indessen, an denen heißes Wasser oder Dampf ausgetreten wird, sind Möglichkeiten gegeben. Die bekannteste Anlage zur Ausnutzung der Erdwärme ist die Anlage in Larderello in Italien, wo natürliche Auswurfkanäle häufig unter Fischen und Brausen hochgespannten Naturdampf austreten, der gefaßt und zunächst seiner anstrengenden Gemischen Gase entleert wird. Dann dient er zum Betrieb von Kraftanlagen und erweist sich noch außerdem als außerordentlich billige und gute Quelle von Borfäure. Der italienische Fürst Ginori Conti wagte sich auf Grund der guten, an natürlichen Erdspalten erhaltenen Ergebnisse aus Bohren. Er suchte höhere Drücke und Temperaturen zu erfassen, und es gelang ihm, unterirdische Wärmespeicher anzuzapfen, die Dampf von hundertfünfzig Grad Celsius und vierzehn Atmosphären Druck liefern. Auf Grund dieser guten Erfolge will man jetzt ähnliche Versuche mit dem Bohren nach Naturdampf an mehreren Stellen in Nordamerika anstellen, obgleich die ersten Ansätze in Bolivia und Oregon keinen Nutzen brachten, weil der angezapfte Druck zu gering war. In Kalifornien dagegen hat man etwa hundert Kilometer nördlich von San Franzisko an einer Stelle, die „Die Geysir“ heißt, eine ziemlich ergiebige Zapfstelle verwirklicht. Man betrieb mit dem Dampf zunächst eine kleine Turbodynamo, die ein Wirtshaus und einige Häuser in der Nähe beleuchtete. Später trieb ein Ingenieur aus San Franzisko, J. D. Galloway, einige weitere Bohrlöcher bis auf hundertfünfzig und zweihundert Meter Tiefe und erhielt, entsprechend der Tiefe, Dampfdrücke von 7 bis 20 atü.

Turnen und Gesundheitspflege

Von Fr. Schmale, Bielefeld

(Entnommen aus: „Westfälische Turnzeitung“, D.)

Es will mir scheinen, als ob die gesundheitliche Wirkung unseres Vereinsturnens im Kampf der Meinungen um die Gestaltung des Turnstoffes und der Methode nicht immer voll ausgewertet würde. Wenn ich dazu einen kleinen — durchaus nicht erschöpfenden — Beitrag liefere, so tue ich das um so lieber, als ich — trotzdem ich immer näher an die hiezig heranrücke — noch mit Vergnügen die Rippe mache, den Faustball schlage, Sommer und Winter hindurch im Schwimmstich die Bahn durchmesse, dankbar der Wohltaten gedente, die ich dem Turnen verdanke. Ich befinde mich mit den nachstehenden Gedanken gänzlich in Übereinstimmung mit unserem Altmeister Zahn, der das Turnen als „eine Brauchkunst, die überall dahin gehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen“, als „Gesundheitspflege und öffentliche Wohltat“ bezeichnet.

Wenn der große Philosoph des klassischen Altertums, Aristoteles, seinem Hauslehrer den Auftrag gab, die Kinder nicht nur im Lesen und Schreiben, sondern auch über Bau und Lebensvorgänge des menschlichen Körpers zu unterweisen, so muß das zu denken geben. Es ist bezeichnend, daß bei uns der Durchschnittsmensch den Dingen unwissend und gleichgültig gegenübersteht, die sich auf Tätigkeit und Lebensverrichtung seiner Körperorgane beziehen. Hier ist noch ein weites, unbebautes Feld für Ärzte und führende Männer in unseren Turnvereinen. Bücher, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, finden wenig Leser. Daß der Körper mit den Jahren versteift und verfällt und mit allerlei Stoffwechselkrankheiten zu kämpfen hat, nimmt man als etwas Unabänderliches hin. Und doch sollte uns der Ausbau unserer Krankenhäuser, Kindererziehungsheime und Kurorte, das Anwachsen der Summen für Krankenversicherungen aller Art zu denken geben. Allein unsere Krankenhäuser, etwa 10 000 in Deutschland, jedes nur mit 100 Betten berechnet, umfassen eine Million Betten, die durchweg belegt sind. Rechnet man für jedes Bett durchschnittlich einen Pflegefall von 7 Reichsmark täglich, so ergibt das für das Jahr einen Pflegefall von 2000 Reichsmark pro Bett, und für eine Million Betten einen Pflegefall von 2 Milliarden. Dazu kommen die Verzinsung der Gebäude, die Gehälter usw., so daß sich eine Summe ergibt, die man sich gar nicht vorstellen mag. Die Ausgaben, die für Genesungsheime im Gebirge und an der See, für Kur- und Bäderorte aller Art aufzubringen sind, dürften diese Sätze noch übersteigen. Bedenkt man, daß im Jahre 1930 für Kranken-, Unfall- und Altersversicherung 4,5 Milliarden in Deutschland aufgebracht worden sind gegen 1,4 Milliarden im Jahre 1913, so ersehen wir, daß der Haushaltsplan des einzelnen, der Gemeinden und Staaten von Jahr zu Jahr mehr belastet wird durch Ausgaben, die zur Wiederherstellung unserer Gesundheit erforderlich sind.

Diese Erwägungen haben in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Beteiligten darauf gelenkt, die Frage zu untersuchen, ob uns Mittel zu Gebote stehen, durch deren Anwendung Krankheiten verhütet werden können. Die Wissenschaft und insbesondere die Ärzte bejahen diese Frage und erkennen an, daß Leibesübungen aller Art: Turnen, Spielen, Wandern, Schwimmen, Rudern u. a. den Körper stärken und gegen Krankheiten widerstandsfähig machen. Sie fördern nicht nur den Blutkreislauf und regen damit die Herz- und Lungentätigkeit an, sie üben vor allen Dingen eine wohlthätige Massage auf die lebenswichtigen Organe der Bauchhöhle aus, erhalten diese gesund und fördern die Absonderung der Sekrete, die für die Verdauung von höchster Bedeutung sind. In unserem Zeitalter der Motoren und Maschinen, die zu einer sitzenden Lebensweise verführen und so die inneren Organe der Bauch- und Brusthöhle in ihrer normalen Tätigkeit hemmen, ist das von höchster Bedeutung. Das energiegelbe, weitläufige, andauernde Gehen früherer Zeiten kennt die Masse der Bewohner in Stadt und Land nicht mehr. Fahrrad, Motorrad, Automobil, Autobus und die Elektrische beherrschen die Straße, Flugzeug und Luftschiff das Luftmeer. Alles fährt von der Wohnung zur Arbeitsstätte, sitzt dort am Schreibtisch, an der Näh- und Schreibmaschine usw., fährt dann nach Haus, sitzt dort wieder, in der Freizeit am Stammtisch, im Kino, im Theater, im Konzert und hemmt in dieser sitzenden Lebensweise die natürliche Lebendigkeit der inneren Organe, führt nicht selten infolge der einengenden Dauerhaltung des Sitzens zu einer Erkrankung dieser lebenswichtigen Drüsen. Hier schafft das deutsche Turnen einen Ausgleich. Durch Tiefatemzüge, die das Zwerchfell abflachen, und durch rhythmische Freiübungen, wie Drehbeugen und -strecken in häufiger Wiederholung werden diese Organe wie ein Schwamm ausgedrückt und so gezwungen, ihren Inhalt weiterzubefördern und sich mit reinem Blut zu füllen. Unter den Ballspielen sind deshalb die von besonderer Bedeutung, bei denen der Ball vom Boden aufgehoben und geworfen werden muß, wie beim deutschen Schlag- und Handballspiel. Daß unsere turnerischen Übungen im Lauf, Sprung, Wurf und am Gerät durch den Wechsel von Spannung und Entspannung der Muskulatur den trägen Fluß des Blutes in den Venen fördern und somit Stauungen, wie sie bei den Krampfkranken in Erscheinung treten, verhüten, soll hier nur angedeutet werden. Vor allem dürfen die turnerischen Übungen bei der Entwicklung des Brustkorbes und somit zur Verhütung der Tuberkulose nicht unterschätzt werden. Durch Gang- und Schwunghaltungen bilden wir eine geschmeidige, dehnungsfähige Brust- und Schultermuskulatur und gleichen so auch hier die Nachteile der Berufsarbeit, die zu einer starren Brust- und gebeugten Rückenmuskulatur führt, aus. Ein gewölbter, elastischer Brustkorb bildet das Gehäuse für eine atmungskraftige Lunge, die imstande ist, am Spirometer bis nahezu 5000 Kubikzentimeter mit einem Zuge auszuatmen. Daß die moderne Turn- und Sportkleidung, bei der der größte Teil des Körpers der direkten Einwirkung von Luft und Sonne ausgesetzt ist, zu einer Abhärtung des Körpers und damit zur Verhütung von Erkältungskrankheiten aller Art führt, ist unbestritten. Es erscheint mir unbedingt notwendig, diese Wirkungen gesunder Leibesübungen in Werbevorträgen neben praktischen Turnvorführungen unter Zuhilfenahme eines Skeletts und anatomischer Tafeln, die in den meisten Schulen leihweise zu haben sind, ausführlich klarzulegen. Man suche Ärzte oder geprüfte Turnlehrer für solche Vorträge zu gewinnen.

Werbeveranstaltungen sollte auch der kleinste Landverein in jedem Winter veranstalten. Es ist leider nicht so, wie heute vielfach im Volke gesagt wird, daß Turnen und Sport sich zu stark in den Vordergrund drängen. Davon würde man erst mit Recht reden können, wenn gesunde Leibesübungen zur Volksstatte geworden wären. Von diesem Ziel sind wir aber noch weit entfernt. Nach der Statistik des D.V.A. gehören den Deutschen Turn- und Sportverbänden etwa 6 Millionen an. Man darf wohl annehmen, daß von diesen höchstens ein Drittel, also 2 Millionen, regelmäßig Sommer und Winter hindurch Leibesübungen treiben, das sind — Kinder und Greise abgerechnet — etwa 5 Prozent des deutschen Volkes.

Durch einen freiwilligen Betrieb werden wir wohl niemals die Gesamtheit unseres Volkes gewinnen. Der Zwang allein führt zu diesem Ziel. In die Krankentafelgesetze aller Art müßte die Bestimmung aufgenommen werden, daß jeder, der die Wohltat der Krankentafel genießen will, verpflichtet ist, bis zu einem bestimmten Lebensjahr — nach meinen Erfahrungen lebenslang — in seiner Freizeit für die Gesunderhaltung seines Körpers zu sorgen durch regelmäßige Mitarbeit in einem Turn- oder Sportverein, dessen Wahl ihm natürlich völlig freisteht. Will er dann die Krankentafel in Anspruch nehmen, so muß er eine Bescheinigung von seinem Turn- oder Sportverein vorlegen, daß er regelmäßig an den Übungen teilgenommen hat.

Die Opfer, die der einzelne an Vereinsbeiträgen zu leisten hätte, würden doppelt und dreifach aufgewogen werden durch Ersparnisse an den Beiträgen für die Krankentafel. Die Gemeinden würden Millionen, die heute zum Neubau oder zur Vergrößerung von Krankenhäusern aufgebracht werden müssen, sparen können.

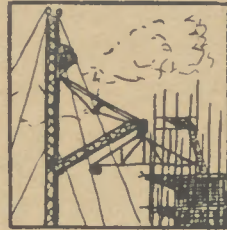
Bei der Unfallversicherung lassen sich gleichfalls durch zwangsweise Einführung geeigneter Leibesübungen erhebliche Ersparnisse machen. Man liest in den Berichten

dieser Kassen, daß von den Betriebsunfällen 55 Prozent als Geschicklichkeitsunfälle aufgeführt werden. Die Pflege vielseitiger Leibesübungen, durch die Geschicklichkeit, Kraft und Mut gebildet würden, könnte also auch bei dieser Versicherung eine Herabminderung der Unkosten herbeiführen.

Neben diesen materiellen Werten erwächst aus dem Betrieb gesunder Leibesübungen eine starke Bereicherung unseres Innenlebens durch Ausübung einer frischen, fröhlichen Stimmung, die den Mißmut verscheucht und mit ihrem Zauber das wieder bindet und knüpft, was durch Mode und Lebensgestaltung getrennt worden ist.

Drinnen und Draußen

Der Stahlbau und die Leipziger Messe Stahlbau-Elemente für den Hausbau Einführung des Montagebaues



Die Verwendung von Stahlzargen und anderen Stahlbauelementen vereinfacht die Bauausführung und fördert die Einführung des wirtschaftlich günstigen montagemäßigen Bauens.

Unter dem Druck der Wirtschaftskrise gewinnen überhaupt die Bestrebungen zur Einführung des Montagebaues an Bedeutung. Stahlhoch- und Brückenbauten, insbesondere die modernen Stahlskelettbauten können als vorbildliche Vertreter des Montagebaues angesprochen werden. In der Halle Stahlbau werden daher wiederum Modelle und Abbildungen neuester deutscher Brücken-, Hallen- und Stahlskelettbauten gezeigt.

Bei der Bearbeitung von Siedlungsbauten für Erwerbslose und Kurzarbeiter entstanden unter Berücksichtigung der Vorzüge des Montagebaues Stahlbauweisen verschiedener Art, die ein Stahlgerippe mit massiver Außenwand oder mit Ganzstahlaußenhaut vorsehen. Die erforderlichen Stahlbauteile sind aber nicht nur für Erwerbslosen-Siedlungen lieferbar, sondern in Verbindung mit anderen Baustoffen können sie zur Ausführung hochwertiger Dauerwohnbauten jeder Art verwendet werden. Solche montagefertigen Einzelteile werden auf dem Freigelände vor der Halle Stahlbau gezeigt werden.

Neben den in weiteren Kreisen schon bekannten Wand- und Deckenkonstruktionen, die u. a. auch aus Leichtträgerprofilen und Rippenstreckmetall hergestellt werden, Fußträgern, Stahlbedachungen usw., werden in der Halle Stahlbau Darstellungen aus dem Gebiete der Stahlerzeugung, Profilquerschnitte und Schweißproben, neue Baustoffe für den Straßenbau sowie ein neuartiger luftbereifter Ganzstahlwagen gezeigt.

Eine weitere Sonderschau wird eine Übersicht über die verschiedenen Profile für Spundwände bieten. Durch die Vorführung einer Kammerinheit wird die Anwendung von Stahlrohrbetonpfählen für Gründungen gezeigt.

Besondere Aufmerksamkeit dürften auch die angestellten neuzeitlichen Stahlmöbel für Wohnung und Büro erregen.

Während der Messetage werden in der Halle Stahlbau verschiedene Filme über deutsche Stahlbau-Ausführungen und außerdem das amerikanische Filmwerk „Ein Riese aus Stahl“ vom Bau des Empire State Buildings in New York, des höchsten Gebäudes der Welt, ständig vorgeführt.

Der Osten ruft

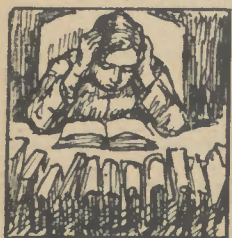
Zur Elbinger Pfingsttagung des D.V.A.

Die Leitung des Vereins für das Deutschtum im Ausland hat in der letzten Zeit eine außerordentlich große Anzahl von Zuschriften und Entschließungen aus dem deutschen Osten erhalten, die alle den Wunsch zum Ausdruck bringen, der D.V.A. möge sich durch die schwierige Wirtschaftslage nicht von der Durchführung der auf der vorjährigen Aachener Hauptversammlung beschlossenen Pfingsttagung in Elbing abbringen lassen. Es liegt auch jetzt bereits eine ganz beachtliche Zahl von Anmeldungen besonders aus der Jugend vor, die zum Teil schon seit vielen Monaten für die Durchführung der Ostlandfahrt gespart hat. Die Tagung dürfte durch die sehr starke Beteiligung aller deutschen Kreise aus dem Osten selbst ihr Gepräge erhalten. Stadt und Bürgerschaft von Elbing sind mit der Durchführung der Vorbereitungen beschäftigt, um den Gästen aus dem Reich und den deutschen Außengebieten den Aufenthalt in der alten Ordensstadt so eindrucksvoll wie möglich zu gestalten. Die Zufahrt ist teils durch den Korridor, teils auf dem Seewege vorgesehen. Die Tagung selbst, die vom Freitag, dem 13. Mai, bis Dienstag, den 17. Mai 1932 dauert, wird in mächtigen Rundgebungen in der Marienburg ausklingen. Die Jugend hat zahlreiche Wandersfahrten durch Ostpreußen und Danzig vorbereitet.

Was man in der Roterei aus einer Tonne Kohlen gewinnt. Der Zwang, das Roheisen möglichst billig zu erzeugen, um auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig zu bleiben, entwickelte auf den Rotereien, die Hüttenlots liefern, eine chemische Industrie, die den „Nebenprodukten“ ebenso großen Wert und nicht geringere Wichtigkeit verleiht als dem Haupterzeugnis Roheisen selbst. Aus einer Tonne Steinkohle gewinnt man heute etwa: 780 kg Koks, 30 kg Kokssteer und 325 m³ = 190 kg Rohgas. Der Teer liefert 2,5 kg Naphthalin, 15 kg Pech, 8,5 kg Schweröl und 3 kg Mittelöl. Aus Teer und Gasanteilen zusammen erhält man 10 kg Leichtöl. Das Rohgas aber gibt noch weiter 12 kg Schwefelsaures Ammoniak, worauf noch 160 m³ = 88 kg für Beleuchtung und Wärmeerzeugung verbleiben. Die dreierlei Öle aber liefern wichtige andere Stoffe. Aus den 8,5 kg Schweröl gewinnt man 0,1 kg Anthrazen, 5 kg Karbolium und 2,7 kg Kreosot. Aus 3 kg Mittelöl entnimmt man 0,2 kg Karbolsäure und Kreosole sowie 0,03 kg Pyridin. Die 10 kg Leichtöl endlich verwandelt man in 1,75 kg Solventnaphtha, 6 kg Benzol, 1,2 kg Toluol und 0,1 kg Xylol.

Aus dem Reich der Frau

Herzlichkeit



Ich war neulich Zeuge einer kleinen Szene, sah Augen feucht glänzen, hörte Stimmen, die vor Rührung zitterten, ich kannte die Menschen nicht, aber Rührung überkam auch mich, ein paar Herzschläge lang nahm ich heißen Anteil an ihrem Geschick. Sie waren mir völlig fremd, und doch fühlte ich eine verräterische Wärme auch in meinen Augen. Trostes und Schmerzliches der fremden Menschen wurde meine Freude, meine Not, Erinnerung und Sehnsucht verdichteten sich in mir zu wehem Glück und dem überstarken Wunsch, auch jemandem Liebes zu erweisen, auch Herzengemeinschaft zu fühlen, zu betätigen. — Glücklich, wer in solchen Momenten einen vertrauten Menschen neben sich hat, dem er die Hand auf den Arm legen kann, daß er mitfühlt, mitfühlt. Aber wie oft sind wir gerade in diesen Augenblicken allein, haben niemand, dem wir abgeben können von unserer Wärme! Da geschieht es dann leicht, daß wir uns innerlich verhärten, uns anfahren: laß dich nicht gehen! — Aber das ist ein Unrecht, wir sollen nicht die Wärme, die Gelöstheit in uns krampfhaft verdrängen, vielmehr versuchen, sie aufzuspeichern, und wenn nicht sie selbst, so doch die Bereitschaft zur Wärme.

Wir alle leiden schmerzhaft unter seelischer Einsamkeit — am schmerzlichsten in den Minuten unseres Daseins, die durch Freude oder Leid beherrscht sind. Selen wir wachsam auf alle Gelegenheiten, die eine Anteilnahme des Gemüts verlangen — und haben wir dann auch den Mut zu kleinen Freundlichkeiten, Zärtlichkeiten, in Wort und Tonfall, in Blick und Geste! Wir machen dadurch unser Leben reich, machen uns und andere glücklicher.

Wie vielen ist im harten Tritt des Alltags die Fähigkeit, eine warme Empfindung zu äußern, verlorengegangen, in einer Zeit, die stolz ist auf ihre kühle Sachlichkeit! Wie viele Unterlassungssünden hat jeder von uns auf diesem Gebiete, bewußt und unbewußt, schon begangen! Wie oft scheuen wir uns, überhaupt Gefühl zu zeigen, schämen uns, zart — zärtlich zu sein. Gerade unter Familienmitgliedern scheint oft die Scheu am ausgeprägtesten zu sein. Und das ist sehr bedauerlich. Jeder von uns sollte sich in seinem kleinen Kreise mühen, hier Hemmungen zu überwinden. Wir brauchen keine Angst zu haben, zu weit zu gehen. In allen Dingen ist Beherrschung gut, aber in der liebenden Anteilnahme deinen Mitmenschen gegenüber nicht. Die Regung, ein warmherziges Wort zu sagen, sollte man nie unterdrücken!

M. A.

Turnen und Sport

Turngemeinde Welper 1920

Lehrlings-Turn- und Sportabteilung der Heinrichshütte, DZ.

Handball

I. Mannschaft gegen I. Eichenkreuz

Eine haushohe Niederlage von 12:0 mußte unsere I. Mannschaft am Samstag, dem 20. Februar, auf dem Plage an der Hortschule hinnehmen. Starke Winde und blendende Sonne irritierten unseren Torhüter, der nebenbei auch einen schlechten Tag hatte.

Jugend gegen Eichenkreuz Jugend

Glücklicher spielte die Jugendmannschaft, sie konnte das Spiel für sich gewinnen mit 2:1 Toren.

I. Mannschaft gegen Hammerthal I.

Trotz strenger Kälte wurde das Spiel am Sonntag, dem 28. Februar, im Hammerthal ausgetragen. Die Umstellung in der Mannschaft hat sich bewährt, aber trotzdem konnte eine Niederlage von 4:2 Toren nicht verhütet werden.

Jugend gegen Hammerthal Jugend

Das Jugendspiel fand im Anschluß an das Spiel der I. Mannschaften statt. Wie immer, zeigte sich auch hier wieder, daß die Jugend zu kämpfen versteht. Trotz des starken Gegners wurde das Spiel mit 2:1 Toren gewonnen. Gut Heil!

M.

Werksallerlei

Unsere Jubilare



Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken: Dreher Gustav Lindermann, Mech. Werkst. II, am 2. 3. 07; Hobler Ludwig Hesper, Hammerwerk, am 3. 3. 07; Dreher Gustav Heiperk, Mech. Werkst. II, am 6. 3. 07; Hilfsarbeiter Wilhelm Dengs, Bauabteilung, am 11. 3. 07. — Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche!

Famillennachrichten

Geschickungen:

Wilhelm Schmitz, Elektrische Werkstatt, am 19. 2. 32; Friedrich Profe, Walzwerk II, am 19. 2. 32; Wilhelm Rau, Gießerei, am 27. 2. 32.

Geburten:

Zwillinge: Hermann Pröpper, Stahlwerk I, am 23. 2. 32 — Elisabeth und Christa.

Sterbefälle:

Franz Hütt, Blechschmiede, am 22. 2. 32.

Nachruf

Am Montag, dem 22. d. M., verschied der Vorarbeiter unseres Kumpelbaus

Herr Franz Hütt

im Alter von 38 Jahren.

Der Verstorbene war 21 Jahre in unserem Werke tätig und hat sich durch Fleiß, treue Pflichterfüllung und durch seine ausgezeichneten Charaktereigenschaften die Achtung seiner Mitarbeiter und die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten erworben.

Wir werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Ruhrstahl-Aktien-Gesellschaft
Heinrichshütte

Fast neuer

Kindersportwagen

billig zu verkaufen.

Hüttenau, Gartenstraße 44.

Habe einen Posten

Erdbbeerpflanzen

„Verbesserte Königin Luise“, reichtragende, dankbare Pflanze, billigst abzugeben.

Näheres: Paul Gaußich, Hattingen, Grabenstraße 35.

M i t a r b e i t
an unserer Zeitung sollte Recht
und Pflicht eines jeden Lesers sein



Preiswerte Qualitäts-
Waschmaschinen
für Hand- und Motorbetrieb
Wringer — Wassermotoren

Größte Auswahl
Konkurrenzlos billig
Fachmännische Beratung

OTTO MEUSER
Hattingen, Heggerstraße 48

BROHLER



BROHL a. Rh.

Vertragslieferant der Großindustrie
in Rheinland und Westfalen

Das gehaltvolle
Heil- und Tafelwasser

Privatbezug durch
Konsumanstalten und
Mineralwasserhandlungen
Karl Schroers Wwe. GmbH.
Duisburg-Ruhrort

Sparen

das Gebot der Stunde
Günstige Angebote
erleichtern es Ihnen

Darum

**Anzeigen
studieren**

HERRENKLEIDUNG NUR VON THÖNE

„Das Dürkopp-Rad erhöht die Freude am Leben und an der Arbeit“

Druck und Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag und Druckerei A.-G.) Düsseldorf, Schließfach 100 43. — Preßgesetzlich verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: P. Rud. Fischer, Düsseldorf